

**Mendal W.
Johnson**

**Komm, wir
spielen bei
den Adams**

Aus dem Amerikanischen von Manfred Sanders

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Let's Go Play at the Adams'*
erschien 1974 im Verlag Crowell.
Copyright © 1974 by Mendal W. Johnson

Einmalige Vorzugsausgabe Oktober 2018
Limitiert auf 999 Exemplare
Copyright © dieser Ausgabe 2018 by Festa Verlag, Leipzig
Alle Rechte vorbehalten

Prolog

Auf den Tasten eines Klaviers – es ist ein Pianino, kein Flügel – liegen artig positioniert zwei Paar Hände. Rechts liegt das Paar (beim zweigestrichenen c), von dem man guten Gewissens sagen kann, dass es die Hände einer jungen Frau sind. Sie sind furchtbar schmal – nur sehr junge Frauen haben solche Hände –, und sie sind fest und kräftig und gebräunt. An der rechten Hand steckt ein Schmuckring, aber nichts an der linken: Die junge Frau ist nicht verlobt oder verheiratet. Die Finger sind zu einem C-Dur-Akkord gespreizt und warten. Sie fangen an zu spielen.

Was sie spielen – und ganz gut spielen –, ist ›Fröhlicher Landmann, von der Arbeit zurückkehrend‹; ein eindringliches kleines Stück, das ungefähr so geht: ›Da *da* – bum bum – da *da* – bum bum – da da da da da *daaaa*‹ usw. bis zu einem entsprechenden Schluss. Es ist eine unvermeidliche Melodie; seit Jahrhunderten spielen die Menschen damit herum.

Die Hände verschwinden.

»Okay, jetzt versuch du es.«

Nun ist das andere Paar an der Reihe, das linke, die etwas pummeligen, sonnenverbrannten, aber sauber geschrubhten kleinen Hände. Sie strecken sich

unbeholfen. Sie finden den erforderlichen Akkord und fangen an: ›Da *da* – bum bum (Fehler)‹. Sie nehmen wieder die Ausgangsstellung ein und beginnen erneut.

»Jetzt komm. Du kannst es nach der Kirche üben.«

»Lass mich doch. Nur noch einmal – ja?«

»Na gut, aber du kommst, wenn ich hupe. Ich will nicht zu spät dort erscheinen.« Die längeren, schlankeren Hände ziehen ein Paar kurze weiße Handschuhe an, die genau am Handgelenk enden. »Wo ist denn Bobby? Bobbyyyy!«

»Ich komm ja schon. Aber es ist noch zu früh. Wir fahren sonst nie los, bevor ...«

»Lass mich deine Hände sehen!«

Diese Hände sind mehr oder weniger sauber, aber es sind eindeutig Junghände. Neben den weißen Handschuhen, von denen sie untersucht werden, sehen sie schrundig, schwielig und etwas schmutzig aus, obwohl sie unverkennbar kürzlich gewaschen wurden. Dennoch bestehen sie die Inspektion.

»Okay, fahren wir, Cindy.«

»Komme schon, Miss Barbara.« Da ist eine gewisse Aufsässigkeit in der Stimme.

»Du musst nicht *Miss* zu mir sagen.«

»Mommy hat gesagt, wir sollen es.«

»Na gut, wenn sie es sagt.«

Die Eltern sind in Europa, deshalb werden die Kinder vom Kindermädchen zur Kirche gefahren. Sie bieten einen liebebreizenden Anblick.

Cindy Adams, die kleinere Klavierspielerin, ist ein verschmitztes Mädchen von zehn Jahren. Sie ist recht hübsch und hat braunes Haar, das für den Sommer kurz geschnitten ist, denn beim Schwimmen und in der feuchten Hitze neigt es dazu, sich zu Locken und Spiralen zu verfilzen und unbeherrschbar zu werden. Cindy ist die Sorte Kind, dem Erwachsene unwillkürlich den Kopf tätscheln wollen.

Bobby Adams, ihr Bruder, ist eigentümlicherweise der Schönerer der beiden. Er ist ungefähr 13, schlank und hübsch, mit gesunder Wangenröte und feinem blondem Haar, das mit Wasser und klebrigem Zeug davon abgehalten werden muss, wie ein widerborstiger Heiligenschein um seinen Kopf abzustehen. Er lächelt nur selten und steht oft in Gedanken versunken da, die Hände so tief wie nur möglich in die Hosentaschen gesteckt. Diese Pose, ungewöhnlich für einen so jungen Menschen, ist eine unbewusste Nachahmung der Körperhaltung, die sein Vater, der Chirurg, oft bei Unterhaltungen einnimmt.

Die weiß behandschuhten Hände, die jetzt den Kombi der Familie auf den Parkplatz der Kirche lenken, gehören dem Klavier spielenden Kindermädchen Barbara. Als sie aus dem Wagen steigt, um die Kinder herauszulassen, tut sie es mit einem sportlichen kleinen Sprung. Sie ist vielleicht 20, nicht viel älter. Sie trägt ein weißes Kleid von äußerst diplomatischem Charme. Es ist kurz genug, um ihre Beine zu zeigen und für ihre Generation annehmbar zu sein, und zugleich lang genug, um ihre Achtung vor der

älteren Generation und der gesellschaftlichen Ordnung der Dinge zu demonstrieren.

Barbara ist auch nicht hübsch in dem Sinne, wie Filmschauspielerinnen hübsch sind. Sie ist besser als das: Sie ist jung und lieb – jedenfalls ist das der erste Eindruck, den man hat, wenn man ihr Gesicht sieht –, und sie mag jeden. Das erkennt man daran, wie sie die Kinder zur Sonntagsschule lotst, und daran, dass sie praktisch sofort von der älteren, im Allgemeinen vorsichtigeren Gruppe der Kirchgänger akzeptiert wird, die alle Fremde für sie sind.

Der Vormittag geht schnell vorüber. Unten in der Sonntagsschule hören sie – Cindy herumrutschend, Bobby mit seinem nachdenklichen Blick –, wie Jesus Kranke geheilt hat. Oben erfahren sie – Barbara hat ihre weißen Handschuhe ordentlich gefaltet auf ihrem Schoß liegen –, dass in Zeiten der Veränderung und Unsicherheit die Worte des Herrn Jesus Christus noch wichtiger sind als zuvor.

Hinterher singen alle. Es ist ein hübscher und einfacher Klang: ›Jesus, unser Gott und Vater‹ und so weiter und so fort.

Als der Gottesdienst vorüber ist, stehen alle auf dem schattigen Kirchhof – nächstes Jahr wird er gepflastert werden; jetzt ist alles noch nackte Erde – und unterhalten sich über die Neuigkeiten im County. Nennen wir es ruhig Klatsch.

Die Adams sind hier gut bekannt, vor allem wenn man bedenkt, dass sie nicht von hier sind. Dr. Adams hat sich an den Kosten für den Wandanstrich, das

Klavier und die Bepflanzung beteiligt. Mrs. Adams hat beim Kuchenbacken und diversen Spendensammelaktionen mitgemacht.

Es ist ein bisschen Zynismus dabei und ein gutes Maß an Freundlichkeit. Zynismus deshalb, weil jeder weiß, dass die Adams keine gottesfürchtigen Menschen sind, zumindest nicht im Sinne dieses Countys an der Ostküste von Maryland. Es ist alles nur äußerer Schein. Aber auf der anderen Seite versteht auch jeder, dass die Adams, indem sie so am Gemeindeleben teilnehmen, ihr Bestes tun, um sich in ihre Wahlheimat zu integrieren. Dr. Adams' Hand ist ausgestreckt und wird genommen, und in seiner Abwesenheit streckt die Gemeinde ihre Hand stellvertretend der schlanken Hand des Kindermädchens Barbara entgegen, das blütenweiß und strahlend draußen unter den Akazien steht.

Eines Tages wird sie selbst Teil einer Gemeinde sein, mit eigenen Kindern und Plänen und – nun, manchmal geht es nicht anders – Kuchenbacken. Es ist eine wohlthuende Zukunftsvorstellung, eine, die sie schon ihr ganzes Leben begleitet, oder vielleicht ist es ein Bild, das sich ihr vor langer Zeit eingeprägt hat. Jedenfalls ist es ein schönes Bild, und in diesem Moment genießt sie die Vision.

Ihr Gedanke – um ihn mal in konkrete Worte zu fassen – ist: Wer wird er sein, der mir all dies gibt? Ted? Innerlich runzelt sie die Stirn.

Und so schlendern alle umher, bis die Sonntagschule zu Ende ist – ziemlich spät heute – und die

Kinder herauskommen, um ihre Eltern zu suchen. Weil heute viele freundliche ältere Leute hier sind, gibt es viele Ohs und Ahs von den Gruppen der Omas und Opas, was die Kinder mit ergebener Geduld über sich ergehen lassen. Schließlich hat Gott ja gesagt, man soll nett sein. Und dann steigen Bobby, Cindy und Barbara in den Kombi, um nach Hause zu fahren und in dem Fluss, an dessen Ufer das Haus der Adams erbaut wurde, schwimmen zu gehen.

Da ist noch eine letzte Sache. Als sie in die Luxuskarosse steigen – der Kombi hat Klimaanlage, getönte Scheiben und so ziemlich das ganze Programm an Sonderausstattung –, stellen sie fest, dass die Ausfahrt vom Kirchhof vorübergehend von Pflückern blockiert wird. Eine Gruppe Wanderarbeiter geht zu Fuß die Landstraße entlang.

In der Nähe – es ist eine waldige Gegend – gibt es einige Obstplantagen, und jetzt im Spätsommer kommen die Pflücker und ernten die Früchte. Es ist harte Knochenarbeit, die sehr schlecht bezahlt wird. Dennoch verkündet ihre Ankunft das Ende des Sommers, und wenn sie wieder verschwunden sind wie ein Schwarm dunkler Latino-Vögel, fängt der Herbst an.

»Wer sind die Leute?« Barbara, mit 7000 ccm Hubraum unter ihrem kleinen Fuß in der Familienkutsche, ist ungeduldig.

»Keine Ahnung.«

»Pflücker«, sagt Bobby. »Niemand.«

Und dann ist die Straße frei, und die Reifen wirbeln Schotter auf. Sie fahren an den Pflückern vorbei, ohne zurückzuschauen.

»Wie lange braucht ihr, bis ihr im Fluss seid?«, fragt Barbara.

»15 Minuten.«

»Zwölf.« Cindy übertrumpft ihren Bruder um drei Minuten.

»Na, dann *loos!*« In der Überschwänglichkeit ihres weißen Kleides und ihrer weißen Handschuhe – obwohl sie eine gute Fahrerin ist, bekommt sie nur selten die Gelegenheit, einen so leistungsstarken Wagen wie diesen zu fahren – tritt Barbara das Gaspedal durch. Ganz offensichtlich fühlt sie sich ein bisschen ungezogen wegen dieses Geschwindigkeitsrausches – da ist diese Neigung in ihr –, und ebenso offensichtlich genießt sie das Quietschen der Reifen, als diese auf dem Asphalt Grip bekommen und beschleunigen.

Danach fängt es an.

Kapitel 1

In den ersten Momenten, als ihr Bewusstsein langsam an die Oberfläche trieb, war sie noch ganz verstrickt in die Erinnerungen an die letzten Stunden. Nachdem sie die Kinder erst in die Wanne und dann ins Bett gescheucht hatte, hatte sie sich mit dem Scotch von Dr. Adams einen Highball gemixt und sich auf die Verandastufen, die zum Fluss hinausgingen, gesetzt – ihre Belohnung am Ende des vierten Tages. Später hatte sie geduscht und war ins Bett gegangen.

Dann, irgendwann mitten in der Nacht, hatte es irgendeine Unruhe gegeben, etwas Kurzes und Erschreckendes – vielleicht einen bösen Traum –, das, wie ihr langsam klarer werdender Verstand sich zu erinnern glaubte, ihr fast den Magen umgedreht hatte. Ihr Gedanke in diesem Angstmoment war ›*Die Kinder!*‹ gewesen, aber statt zu ihnen zu gehen, war sie traumlos wieder in diesen Schlaf gefallen, der sie jetzt so zögerlich losließ.

Ja, die Kinder. Steh auf.

Sie machte all die üblichen schlaftrunkenen Anstrengungen, um sich zu erheben, aber sie bewegte sich kein bisschen. Ihr Verstand, der ganz allmählich das volle Bewusstsein erlangte, begriff zuerst nur wenig, das aber sofort.

Tageslicht.

Sie lag unbequem, lang ausgestreckt in einer ungewöhnlichen Schlafposition – flach auf dem Rücken, Arme und Beine von sich gestreckt. Sie war ganz steif, und irgendwas schmerzte an ihren Hand- und Fußgelenken. Sie konnte sich nicht bewegen. Ihr Mund war vollgestopft mit einem weichen Stoff – vielleicht Frottee –, und der untere Teil ihres Gesichtes war bedeckt mit etwas Hartem, das wehtat und an ihrer Haut zog.

Noch einmal bäumte sie sich auf – schneller jetzt, angstvoller, wacher –, aber nichts gab nach oder änderte sich. Sie war hilflos, ein Zustand, verursacht von – ein nervöses Verdrehen des Halses und der Augen verriet ihr den Grund – Seilen, einem Knebel, Klebeband. Sie war gefesselt. Unter der Decke, die jemand über sie geworfen hatte, konnte sie erkennen, dass sie an den vier Pfosten des Bettes festgebunden und so gänzlich und unentrinnbar zu einer Gefangenen gemacht worden war.

Das war natürlich keine akzeptable Tatsache: Es konnte schlicht und einfach nicht sein, vor allem nicht unter diesen Umständen. Sie befand sich noch immer in ihrem Zimmer im Haus der Adams; sie war nicht entführt oder verschleppt worden. Abgesehen von der Straffheit der Fesseln, einer gewissen Steifheit in ihren Gliedern und leichten Kopfschmerzen schien es ihr gut zu gehen; sie war nicht verletzt oder vergewaltigt worden (zumindest fühlte es sich nicht so an). Obendrein saß auf einem Stuhl neben dem Bett der junge Bobby Adams und schlief.

Im frühen Licht des Tages war sein junges Gesicht ganz unschuldige Gelassenheit – blondes Haar, rote Bäckchen, volle Lippen –, ein hübscher Junge, träumend. Unter den aktuellen Umständen – ihre Hilflosigkeit, seine Freiheit – wirkte der sachliche, zuverlässige Bobby zu jung für einen Wachtposten, der abseits seines Frontdienstes schlief.

Alles absolut unmöglich.

Dies war ein ganz normaler, gewöhnlicher Spätsommernmorgen, und das Einzige, was nicht in seiner angemessenen Rolle und an seinem Platz war, war Barbara, die unglaubliche, ungläubige Gefangene. Sofort verwandelten sich ihr Schreck und ihre Überraschung in vollends wache Empörung. Es war so, als wäre sie das Opfer irgendeines kosmischen Scherzes, der nur ihr allein galt, und den nahm sie übel, ja, hasste ihn.

Bobby dazu zu bringen, dass er sie losband, war der offensichtliche Schritt, aber mit dem allen Erwachsenen eigenen Gefühl der Überlegenheit über Kinder versuchte sie erst, sich selbst zu befreien. Obwohl die Seile straff festgebunden waren und ihre Position sehr ungünstig, bog und drehte sie sich, bewegte sich auf und ab und zerrte an ihren Fesseln. Bei all ihrer Sportlichkeit und Jugend war sie doch selbst überrascht von ihrer Kraft und der Heftigkeit und Koordination ihrer Bewegungen. Das Bett beschwerte sich über ihren Angriff.

Aber manche Lektionen lernt man sehr schnell.

Obwohl das Bett knarrte und knackte, gab es nicht nach. Obwohl die Seile etwas lockerer wurden, kam

diese Lockerheit aus den Schlingen um ihre Hand- und Fußgelenke, die sich dafür straffer zuzogen, wie Draht. Obwohl sie sich hin und her warf und wand, konnte sie nur durch die Nase atmen und wurde schnell atemlos und schwach. Eine Minute, anderthalb Minuten, und sie erschlaffte. Der Jäger, der Fänger, wer er auch war, hatte für den Augenblick gewonnen. Immer noch entrüstet, *noch* entrüsteter, weil sie nun noch überzeugter war, hörte sie auf, ihre Kraft zu vergeuden, und blieb still liegen. Jetzt war sie bereit, Hilfe anzunehmen.

Der Lärm hatte Bobby geweckt. Der achtsame, beständige Bobby – in bedächtiger, etwas verschlafener Verwirrung und Besorgnis trat er neben sie.

»Mmm i oo«, sagte sie durch den Knebel, oder versuchte es vielmehr. »Eeh. Mmm i oo.« Fordernd.

Bobby reagierte schnell. Seine Hände flogen zu ihren, aber nur um die Knoten festzuziehen, die sie gelockert hatte. Er schlug die Decke zurück – wie sie sah, trug sie noch ihr kurzes Nachthemd – und überprüfte die Seile an ihren Fußgelenken.

Als das erledigt war, entspannte sich sein Gesicht, veränderte sich. Sie sah es.

Ihm wurde plötzlich klar, *welcher Tag dies war!*

»Cindy!« Nicht länger der nüchterne Junge, sondern aufgeregt rufend, als wäre es Weihnachten, rannte er aus dem Raum zum Zimmer seiner Schwester.

Hilflos, immer noch schwer atmend, aber jetzt sehr aufmerksam darauf lauschend, was die Kinder sagten, hörte Barbara Cindys übliches morgendliches

Nörgeln. »Was ist? Mmmh ...? Hör *auf* damit!« Dann, nach einer kurzen Pause, eine schnellere, leisere Unterhaltung. »Weißt du nicht mehr? Hör zu ...!«

Und sie kamen zurück in ihr Zimmer gestürmt. Die strahlende und jetzt energievoll wache Cindy – sie war die reine zerzauste Freude – sprang direkt auf das Bett und schaute auf Barbaras Hilflosigkeit herab. Als sie sich davon überzeugt hatte, dass es wirklich wahr war, küsste sie sie auf die Nase und umarmte sie, als wäre Barbara das schönste Geschenk der Welt.

»Wir haben sie«, rief sie. Sie sprang vom Bett, nahm die Hände ihres Bruders und tanzte um ihn herum.

»Wir haben sie, wir haben sie ... wir haben das Kindermädchen!« Sie und Bobby umarmten sich in seltenem, überschwänglichem Einvernehmen. »Und *sie* werden noch eine ganze *Woche* weg sein!«

Die junge Frau auf dem Bett war nicht dumm – die sichtbaren und spürbaren Tatsachen waren Tatsachen. Aus irgendeinem Grund war sie die Gefangene der Kinder.

Doch jenseits des Wirkungsbereiches einer solchen Logik, jenseits der Kontrolle durch die Vernunft, setzten sich die Gewohnheiten ihres inneren Ichs durch. Temperament, Wille, Lebenskraft sagten dem Verstand, dass es falsch war, und auf ihren Befehl setzte der Körper seine Bewegungen fort. Sie hob und drehte den Kopf, um sorgfältig ihre Fesseln zu begutachten. Wieder und wieder erprobte sie sie, fand erst Hoffnung, dann Enttäuschung in einer beständigen, gleichmäßigen Drehbewegung. Sie streckte und

dehnte ihre Finger den unerreichbaren Knoten entgegen und zog sie wieder ein. Schließlich, noch nicht überzeugt, aber für den Augenblick machtlos, gab ihr inneres Ich seine Bemühungen auf. Nach Erkenntnis, Schock, Demütigung und Erstaunen konnte als nächste Stimmung nur Wut folgen.

Hilflos daliegend, dachte sie die klassischen Gedanken des rachsüchtigen, missachteten Erwachsenen: »*Wartet nur, bis ich euch in die Finger bekomme*« und »*Wartet, bis ich das euren Eltern erzähle*«.

So befriedigend diese Vorstellung auch sein mochte, ließ die sich unmittelbar anschließende Erkenntnis, wie weit entfernt dieser Tag noch war, sie innehalten. Die Adams verließen heute England, wenn sie den Reiseplan richtig im Kopf hatte; später würden sie in Paris ankommen. Sie waren noch in der ›Wegfahr‹-Phase ihrer Reise – die Trostlosigkeit der Zeit und Entfernung, die dieser Gedanke heraufbeschwor, stimmte Barbara nachdenklich.

In den vier Tagen, die sie jetzt hier war – einen mit Dr. und Mrs. Adams und drei allein mit Bobby und Cindy –, war sie nur wenigen anderen Erwachsenen begegnet. Den Tillmans, denen der Kramladen gehörte, einem oder zwei von den Kirchenbekannten der Adams, der Mutter eines der Jungen, mit denen der junge Adams spielte, und das war es auch schon. Früher oder später würde vielleicht der eine oder andere vorbeischaun, aber in den letzten drei Tagen war das nicht der Fall gewesen. Das Netz des Vertrauens auf andere, kluger- oder unklugerweise als

selbstverständlich betrachtet, war abrupt zerrissen worden. Sie war vorübergehend komplett durch die Maschen gerutscht.

Und zu guter Letzt waren die nächsten Nachbarn fast einen Kilometer entfernt, dazwischen ein Feld, ein kleines Wäldchen und dann ein Bach, der in den Fluss mündete. Dies war ein Land der Gutsbesitzer; die Häuser waren wie Inseln verteilt, um das Privileg der Privatsphäre und der guten Aussicht zu bewahren – und die Privatsphäre wurde streng respektiert. Selbst wenn es ihr gelang, sich irgendwie ihres Knebels zu entledigen, konnte sie in diesem ruhigen, klimatisierten Zimmer einen Monat lang schreien, ohne dass sie jemand hörte, außer natürlich die Kinder. Alles kam auf die Kinder zurück.

Während sie so dalag, konnte sie sie in der Küche hören, zwei Zimmer und einen Flur entfernt. Nach ihrem Freudentänzchen waren sie hinausgeeilt, als müssten sie dringend irgendwelche Geheimnisse oder alle möglichen Sorten köstlichen Unfugs bereden. Jetzt erhitzten sie gefrorene Pop-ups im Toaster – Barbara kannte das Geräusch – und knallten die Kühlschranktür zu und kicherten. Die Stimmung war ausgelassen, frech und sehr fröhlich, und es klang nicht so, als sollte es bald nachlassen.

»Mmmnn!« Es war Barbaras erste Äußerung des Unmuts, des Unbehagens, der Verzweiflung. Das hier konnte noch eine ganze Weile so weitergehen.

Sie versuchte, ihre Position zu verändern, um sich wenigstens minimale Erleichterung zu verschaffen,

und seufzte. Dann schloss sie die Augen. *Na gut, denk nicht über die Zeit nach. Denk über die Kinder nach. Denk darüber nach, wie du sie dazu bringen kannst, dich loszumachen.*

Denk nach, Barbara Miller, 20 Jahre alt, Kindermädchen, notorisch klamm, Collegestudentin im dritten Jahr, Hauptfach Erziehungswissenschaften, Nebenfach Geschichte, Zweierkandidatin, Freistilschwimmerin, Mitglied im Ball-Komitee, Verbindungsschwester, pflichtbewusste Tochter, Mädchen für alles, Träumerin lieblicher Zukünfte, denk nach!

Sie versuchte es.

Auch wenn das Nachdenken in dieser neuen, niemals zuvor erlebten Situation sicherlich nicht so einfach war, war es aber nun einmal auch eine Tatsache, dass Barbara nicht unbedingt der Denkertyp war. Sie war intelligent und einfühlsam – manchmal vielleicht ein bisschen zu einfühlsam –, aber ihre übliche Vorgehensweise bestand darin, das Leben intuitiv zu erfassen, es zu erspüren, zu fühlen, wohin es floss, und dann dorthin zu laufen. Es verlieh ihr eine gewisse Anmut und Munterkeit, machte sie aber nicht gerade geeignet für die Rolle der Analytikerin und Planerin.

Wenn so etwas anstand, kam immer automatisch: »Mama, was meinst du? Daddy, was meinst du?« oder »Ted, was hältst du davon?«, »Terry, was wäre jetzt das Beste?« Bei Terry war ihr das derart zur Gewohnheit geworden – zu etwas geradezu Unvermeidbarem –, dass der daraus resultierende Scherz nie seinen Reiz verlor. Terry hatte sich angewöhnt, wenn Barbara sie

so unterbrach, sich umzudrehen und sie nachzuäffen: »Ter-ryyy ...?« Barbara war deswegen nicht gekränkt; im Gegenteil, sie konnte kaum ein Kichern unterdrücken, wenn sie Terrys Verärgerung sah. »Also, was ist?«

Barbara und Terry waren am College in der gleichen Studentenverbindung und zwei Jahre lang Zimmergenossinnen gewesen, und in der Zeit hatte Terry fast jeden Aspekt von Barbaras Leben beraten, beurteilt und geplant. Es lief so: Barbara hielt die Dinge locker und lebendig, und Terry hielt sie am Laufen. »Terry, was soll ich tun?«

Barbara drehte ihre Wange auf das Kissen und schloss die Augen; und natürlich kam ihr genau diese Frage in den Sinn. »Terry, was ...?«

Es war nicht schwer, sich vorzustellen, was Terry sagen würde.

»Aber Barb, um Gottes willen, wie konnte das geschehen?« Terry schüttelte amüsiert den Kopf. »Du bist größer als sie, du bist stärker, du bist klüger. Wie konntest du zulassen, dass sie das mit dir machen?«

»Es ist passiert, nachdem ich schlafen gegangen bin.« Barbara hatte plötzlich ein schlechtes Gewissen. »Vielleicht habe ich geschnarcht, und dadurch haben sie gewusst, dass ich schlafe, oder so etwas. Jedenfalls sind die Kinder oder nur Bobby – wahrscheinlich war es wohl Bobby allein – ins Zimmer geschlichen mit irgendwas, irgendeinem Medikament oder so, auf einem Stück Stoff. Ich hatte einen bösen Traum. Das muss gewesen sein, als sie mich das Zeug einatmen ließen. Danach haben sie mich gefesselt.«

»Aber *warum?*« Mitgefühl schien die imaginäre Terry nicht zu verspüren. Ihre unhörbare Stimme klang ungläubig, aber nun auch gleichermaßen amüsiert. Möglicherweise lächelte sie.

»Ich weiß es nicht.«

»Dann finde es heraus«, sagte Terry schlicht. »Sie können dich nicht ewig geknebelt lassen. Irgendwann musst du essen und trinken – sogar *sie* wissen das. Aber sie werden sowieso bald neugierig werden, sie werden wissen wollen, was du von ihrem großartigen Scherz hältst. Und *wenn* sie dich entknebeln, dann wirst du nicht schreien oder die Beherrschung verlieren. Du bist schon zu drei Vierteln Lehrerin, du hast genug über Kinderpsychologie gelesen, du weißt, wie ihre Gehirne funktionieren. Nutze dein Wissen. Sprich mit ihnen; sei interessiert. Sie sind nur zu zweit, sie kennen dich, sie mögen dich. Früher oder später langweilt sie das Ganze, und sie lassen dich wieder frei.«

Wie immer war nur schwer etwas gegen Terrys Argumente vorzubringen. Sie besaß einen praktischen, einen vernünftigen, einen analytischen Verstand ohne irgendwelche Launen oder Enthusiasmen. Mehr noch: Im Augenblick waren ihre Argumente – wenn auch eingebildet – sehr willkommen.

»Stimmt ...« Ermutigt führte Barbara den Gedanken fort. »Und sie können mich nicht ewig gefesselt lassen. Irgendwann muss ich zur Toilette und brauche Bewegung und Blutzirkulation. Das könnte mein Vorwand sein, um aufzustehen, und dann ...«

Sie merkte, dass sie zu einem nicht vorhandenen Publikum dachte. Terry war verschwunden – gelangweilt oder von wichtigeren Dingen in Anspruch genommen. Das Zimmer war wieder leer. Andererseits war es jetzt spürbar erträglicher.

Auf diese Weise darauf aufmerksam gemacht, dachte Barbara an all die Realitäten, an die unangenehmen und unmöglichen Aufgaben, die die Kinder allein erledigen mussten – kochen, sobald der Süßkram aufgegessen war, die Brunnenpumpe neu starten, wenn ein Lufteinschluss sie blockierte (Dr. Adams hatte es Barbara gezeigt), einkaufen, durchgebrannte Sicherungen austauschen, potenzielle Besucher abweisen, Telefonanrufe entgegennehmen, Ausreden für ihr Verschwinden ersinnen, ja sogar sich beschäftigen. Das konnten sie niemals alles schaffen. Es war eine Erwachsenenwelt, und auf sich allein gestellt würden zwei Kinder ihres Alters schnell an ihre Grenzen stoßen. Also gut, warten wir ab, sagte Barbara sich.

Regelmäßig kam eines der beiden Kinder in ihr Zimmer, um nach ihr zu sehen und sich zu vergewissern, dass sie sich nicht befreite, dann ging es wieder hinaus. Die beiden liefen durch die Flure, in ihre Zimmer und wieder heraus, rannten drinnen und draußen hin und her und knallten achtlos die Türen hinter sich zu. Das Feuer der Freiheit loderte in ihnen, und bis das heruntergebrannt war, konnte Barbara nur ruhig daliegen und abwarten.

Schließlich, nach ungefähr zwei qualvollen Stunden, kam Bobby – jetzt vollständig bekleidet – in ihr

Zimmer, und nachdem er erneut ihre Fesseln überprüft hatte, nahm er das Telefon neben ihrem Bett und wählte. Man hörte ein *Br-r-rtt* am anderen Ende der Leitung, dann eine gedämpfte Stimme.

Bobbys Gesicht, das bis dahin nachdenklich gewesen war, nahm sofort ein sauber geschrubbtetes Sonntagslächeln an (so wie gestern). »Guten Morgen ... Mrs. Randall? Hier ist Bobby Adams. Ist John da? ... Kann ich ihn bitte sprechen? ... Was, Ma'am?« Bobby hörte zu, dann sagte er voller Begeisterung: »Wirklich großartig! Und heute Nachmittag geht Barbara wieder mit uns im Fluss schwimmen. Sie sollten sie schwimmen sehen; sie ist in der College-Mannschaft ... ja. Ja, Ma'am, das werden wir ... Okay, danke.« Stille folgte.

Bobby legte die Hand über die Sprechmuschel und rief: »Cindy! Nimm das Telefon in der Küche ab, aber leg deine Hand auf den Hörer. Okay?«

Von weit weg schrie Cindy zurück: »Okay!«

Nach einem weiteren Moment zog Bobby seine Hand wieder weg. »John«, sagte er vorsichtig. »Ja, ist deine Mutter in der Nähe? ... Okay.« Wieder veränderte sich sein Gesicht, diesmal wurde es sehr ernst, fast schon besessen. Seine Stimme wurde zur Imitation einer Erwachsenenstimme, kurz und knapp. »Red Fox One an Freedom Leader, hörst du mich? Over.«

Eine oder zwei Sekunden Stille.

»Okay, Freedom Leader«, fuhr er dann fort. »Mission läuft so weit okay ... ja, kein Witz! Ja, hab ich dir doch gesagt. Wir haben sie ... Ja, von jetzt an gilt Code

Alpha. Nein, ich stehe in diesem Moment direkt neben ihr, genau wie geplant. Nicht wahr, Red Fox Two?« Diesen letzten Satz schrie er in Cindys Richtung (in der Küche). »Ja, *siehst* du? Okay, Cindy, leg jetzt auf. Pass auf, John, kannst du tun, was wir besprochen haben? Ja, du rufst die anderen Kinder an, und ihr kommt hierher, so schnell ihr könnt, okay? ... Cool, Mann ... Okay. Roger. Red-Fox-Patrouille Ende.« Und er legte auf.

Einige Sekunden lang starrte Bobby über Barbaras Kopf hinweg ins Leere. Schließlich senkte er seinen Blick auf ihr Gesicht, und Barbara begriff, dass hinter dieser Sache sehr viel mehr steckte, als sie vermutet hatte.

Etwa in der Mitte des Vormittags hörten sie, wie jemand durch die Zähne pfiß – schrill, laut, draußen, ein Stück entfernt. Cindy, die halbherzig an einem Kleid für ihre Puppe gearbeitet hatte, blickte auf.

»Das ist John.«

»*Sie* sind es.« Bobby war ruhelos im Wohnzimmer auf und ab gegangen. Jetzt eilte er durch die Küche zur flussseitigen Tür und hinaus auf die Stufen. Da er 13 war, und da er Bobby war, ging das nicht ohne ein gewisses Trampeln, Poltern und Rumsen ab, und er landete mit einem dumpfen Dröhnen auf der zweiten Stufe von oben. Dann steckte er sich zwei Finger zwischen die Zähne und pfiß zurück.

Aus dem Waldstück am Nordostende des Adams-Grundstücks – vielleicht auch von jenseits

des Waldes am Oak Creek – kam ein Ruf, der lauter und leiser wurde. Die Worte konnte man aus der Entfernung nicht verstehen, aber Bobby wusste, wie sie lauteten.

»Freedom-m-m Five!« Sein erster Antwortruf wurde von der Unendlichkeit des Himmels über dem Fluss und dem Land verschluckt, deshalb saugte Bobby so viel Luft wie noch nie in seine Lunge und wiederholte den Ruf: »Freedom-m-m Five!« Er japste nach Luft. »Hier ist Red Fox One!«

Eine Antwort erklang – Pfiffe, Rufe, die schnell näher kamen.

Bobby sprang die Treppe hinunter und lief neben dem Gemüsegarten entlang, während Cindy einen polternden Schritt hinter ihm die Treppe hinabdonnerte. Doch dann blieb er stehen. Von draußen hätte man möglicherweise einen Ausdruck der Vorsicht, eines neu entdeckten Verantwortungsbewusstseins, auf seinem Gesicht erkennen können. Er war sichtlich stolz auf das, was er getan hatte, er war besitzergreifend, nervös: Es wäre nicht gut, wenn seine Gefangene in der letzten Sekunde entkam und sich wie eine Rachegöttin oder so etwas auf die Freedom Five stürzte.

»Willst du ihnen nicht entgegengehen?«

»Geh du weiter. Ich bleibe hier.« Aber er steckte die Finger in den Mund und piff noch einmal aufmunternd.

Hin- und hergerissen zwischen dem Drang, loszurennen und als Erste alles zu erzählen, und einem

ungewohnten Pflichtgefühl ihrem Bruder gegenüber, zögerte Cindy. Dann drehte sie sich um. »Okay, ich warte auch.«

Bobby war ein bisschen überrascht. Weil sie ein Mädchen war, weil sie klein war, weil sie jedermanns Liebling war, konnte Cindy Bobby ungestraft auf die Nerven gehen, sooft sie wollte – und sie wollte oft. Sie weinte und beschuldigte ihn, sie petzte, sie lockte und benutzte weibliche Tricks, sie rannte los und erzählte als Erste die guten Neuigkeiten und so weiter und so fort. Bobby war daran gewöhnt, auch an die disziplinarischen Maßnahmen, die folgten, wenn er auch nur versuchte, sich gegen sie zur Wehr zu setzen. Auch wenn sie nicht das legendäre Gesetz der Wildnis erfunden hatten, lebten Bruder und Schwester streng danach.

»Warum?« Wie jeder Mann war Bobby verblüfft von diesem Friedensangebot.

»Weiß nicht.« Sie tat es mit einem leichten Achselzucken ab. »Einfach so.«

Gerührt (ohne es zu wissen) lächelte Bobby, und so gingen sie zurück und setzten sich hin, Cindy auf die unterste Stufe – der zu erwartenden Action am nächsten – und Bobby irgendwie halb über dem Geländer hängend, einen Fuß ungeduldig unter sich hin und her schwingend. »Mach, was du willst«, sagte er. Bobby hatte etwas fast schon Managerhaftes an sich – er nahm die Waffenstillstände wahr, wo sie sich anboten, und genoss sie, solange sie anhielten, und seiner Schwester traute er so weit, wie er einer Wasserotter trauen würde.

Schließlich kamen die anderen drei Kinder aus dem Schatten des Waldes. Sie gingen langsam, denn die gemähten Grasstoppeln zwischen dem Ende der Baumgrenze und dem Gemüsegarten waren augustheiß, splittrig und staubig. John Randall, der Größte von ihnen – er war 16 –, ging voraus. Hinter ihm (geschützt in der Mitte) kam Paul McVeigh, 13, gefolgt von seiner anmutig schreitenden (und extrem dünnen) Schwester Dianne.

Ihre stetige, gemeinsame Annäherung schien eine beruhigende Wirkung auf Bobby zu haben. Als sie den Rand des Gartens erreichten, verließ er seinen Platz an der Treppe und rannte ihnen entgegen, sich halb auf John werfend, halb mit ihm ringend.

Erneut folgte eine Art ritueller Tanz.

»Habt ihr's echt getan?«

»Ja! Echt!« Und dann wimmelten sie alle umeinander, klopfen sich auf den Rücken, lachten, außer Dianne, die mit ihren etwas mehr als 17 Jahren einen Schritt entfernt stand. »Barbara ist drinnen. Wartet ab, bis ihr sie seht!«

»War es schwer?«, wollte Paul wissen.

»Es war echt cool«, antwortete Bobby. »Wie im Fernsehen. Ich schwöre, ich hab bestimmt eine Stunde gebraucht, um von der Zimmertür bis zu ihrem Bett zu schleichen.« Sie gingen jetzt alle zum Haus, Bobby redend und mit den Händen fuchtelnd, Cindy voraus-hüpfend, als hätte sie Sprungfedern. »Sie hat sich immer wieder umgedreht und ist wach geworden und hat gegähnt und solche Sachen. Ich hatte schon Angst,

dass sie das Licht anmacht oder aufsteht und auf mich drauftritt oder so ...«

»Hattest du das Chloroform in der Tüte, wie ich es dir gesagt habe?«, fragte Dianne.

»Ja, aber man konnte es überall riechen. Also ich jedenfalls. Und ich dachte die ganze Zeit, Mann, wenn das nicht klappt, werden wir ganz schön was erleben.«

»Und hat es geklappt?«

»Na ja, als ich dann drin war, bin ich aufgestanden und hab den Lappen aus der Tüte genommen und ihn dann irgendwie in der Nähe ihrer Nase in die Luft gehalten. Und ich musste selber die Luft anhalten!« Sie hatten jetzt die Stufen zur Küche erreicht und blieben stehen, um den Rest von Bobbys Bericht zu hören. »Und dann hat sie so den Arm gehoben und meine Hand weggeschoben.«

»Echt?« Pauls Augen waren groß, als er sich das Ganze vorstellte.

»Ja, und als sie mich berührte, da hab ich ihr den Lappen auf den Mund gedrückt ...« Bobby verstummte, rückblickend voller Erstaunen über seinen Mut.

»Was hat sie dann gemacht?«, fragte John.

»Na ja, ich schätze, sie hat irgendeinen Laut von sich gegeben und dann richtig meine Hand gepackt, und dann bin ich irgendwie auf sie draufgesprungen. Sie versuchte immer wieder, den Lappen wegzudrücken, und ich hielt ihn wieder vor ihren Mund, und dann hörte sie irgendwann auf und wurde ganz schlapp.«

»Du warst auf ihr drauf?«

»So halb, wie beim Wrestling. Mann, sie ist ganz schön stark für 'n Mädchen, sogar wenn sie schläft.«

»Und was dann?«

»Also, jedenfalls hab ich den Lappen noch ein bisschen auf ihrem Gesicht festgehalten, und dann hab ich ihn wieder in die Tüte gesteckt. Ich hatte Sorge, dass sie aufwacht, und ich hatte Angst, dass ich ihr vielleicht zu viel verpasst habe. Danach habe ich das Seil aus meinem Zimmer geholt und ihre Hände und Füße gefesselt, und der Rest war einfach.«

»Hattest du keine Angst?«, fragte Paul, noch immer ganz aufgeregt.

»Na klar, Mann. Wenn sie geniest hätte, als ich mich an sie anschlich, wäre ich bis zum Fluss gerannt.«

»Aber ihr habt sie immer noch nicht gesehen«, rief Cindy. »Jetzt kommt!« Sie rannte die Stufen hinauf und öffnete die Küchentür. »Kommt schon!«

Bobby, Gastgeber in seinem eigenen Haus, Fänger des Kindermädchens, Held der Freedom Five (für den Moment), folgte ihr stolz. Da war ein kaum merkliches Zögern bei den anderen drei. Es war, als würden sie vor dem zurückschrecken, was sie zu sehen bekommen würden, doch dann nickte John schroff und ging den anderen voran hinter Bobby her.

Als sie aus dem Wald kamen, hatten John, Paul und Dianne ihre Schwimmsachen, zusammengerollt in Handtücher, dabeigehabt. Jetzt, in der Kühle der Adams-Küche, ließen sie sie auf dem Küchentresen liegen und schlurften ins Wohnzimmer, von ihren Füßen vorwärtsetragen, von ihrer Vorsicht gebremst.

Cindy hingegen war schon längst im Flur – war tatsächlich in ihrer Ungeduld schon in Barbaras Zimmer hinein- und wieder herausgelaufen.

»Jetzt *kommt* schon«, drängte sie. »Habt ihr Angst oder was? Bobby und ich nicht.«

Sie ging voran. Bobby folgte ihr, danach John, Paul und Dianne. In dieser Reihenfolge betraten sie das Zimmer und gingen zum Fuß des Bettes. Stille folgte.

Auch wenn Bobby und Cindy drei oder vier Stunden Vorsprung hatten, war es doch so, dass bis zu diesem Tag noch keiner von ihnen einen Erwachsenen gesehen hatte, der so wehrlos war – angekettet, gefesselt, gebunden, geknebelt, auf eine Ebene unterhalb des Erwachsenseins degradiert. Allein der Anblick war eine fundamentale Erfahrung, die – auch wenn sie auf jeden von ihnen anders wirkte – in gewisser Weise auch eine gemeinsame Bedeutung für sie alle hatte.

Jeder Mensch geht davon aus, irgendwann einmal erwachsen zu werden. Der Aufstieg zur Macht ist ein grundlegender Bestandteil der Existenz. Für gewöhnlich jedoch liegt dieser Moment in weiter Ferne – wir werden Macht bekommen, wenn wir das nötige Alter erlangt haben und die für Macht nötigen Mittel und die Erfahrung –, und in der Zwischenzeit müssen wir irgendwie über die Runden kommen, indem wir sind, was wir sind, und nicht mehr. Das war jetzt alles auf den Kopf gestellt. Sie hatten das Unglaubliche getan, sie hatten einen Erwachsenen gefangen genommen.

Das Kindermädchen gehörte ihnen, das Grundstück der Adams gehörte ihnen, die nächsten sieben

Tage – mochten sie ihnen Glück bringen! – gehörten ihnen, das Leben in diesen Stunden, in denen sie es in ihren Händen hielten, gehörte ihnen. Es war, als wäre ein Traum, ein Wunsch, eine träge Fantasie viel zu plötzlich wahr geworden, denn jenseits dieser Kühnheit, dieser Unbesonnenheit, dieses Erfolges lag unvermeidbar das Morgen. Jetzt jedoch hatten sie es getan, jetzt war es ein Spaß, jetzt hatte das Abenteuer begonnen, jetzt ging es richtig los. Was nun?

Nach einigen Augenblicken zerbrach die Trance; der unglaubliche Anblick wurde geglaubt. Sie bewegten einen Fuß, einen Arm – Paul kratzte sich an der Nase –, und sie rührten sich aus ihrer Erstarrung. Sie schauten; sie gingen um das Bett herum; sie atmeten wieder.

»Seht ihr?«, meinte Bobby.

»Ihre Hände sind ganz blau und lila«, sagte Paul.

»Das kommt von den Seilen. Vielleicht sind sie zu stramm«, erwiderte Cindy.

Bobby seufzte. »Ah, nein, wenn sie lockerer wären, könnte sie sich befreien.«

»Sie hat hübsche Füße«, meinte Paul.

»Das sagst du immer.« Cindy kicherte.

»Cindy, geh *weg* von ihr«, warnte ihr Bruder. »Sonst packt sie dich noch.«

John Randall, der sich als Einziger nicht vom Fußende des Bettes entfernt hatte, sagte: »Ich denke, wir sollten dazu eine Besprechung abhalten.«

»Eine Besprechung, eine Besprechung!«, sang Cindy.

Nachwort

von Oliver M. Schmidt

Es gibt Bücher, deren Intensität, Radikalität und Gnadenlosigkeit einem Faustschlag in die Magen-grube gleichkommen und nichts als Übelkeit zurück-lassen. Mendal W. Johnsons *Let's Go Play at the Adams'* ist so ein Buch. Leser begegnen dem Werk mit Abscheu, Ratlosigkeit, sogar Wut – und gleich-sam höchstem Lob für seine Gewagtheit und rück-sichtslose Konsequenz. Nicht ohne Grund findet sich Johnsons Roman regelmäßig in diversen Bestenlisten der verstörendsten Bücher aller Zeiten und avancierte zu einem Kultklassiker des Genres. Und doch sind Autor und Werk abseits von Kennerkreisen nahezu unbekannt. Mendal W. Johnsons erster Roman sollte auch sein letzter bleiben. Er verschwand beinahe spurlos aus der literarischen Szene.

Informationen über Mendal W. Johnson sind rar. 1928 in Tulsa, Oklahoma, geboren, besuchte er die Uni-versity of Miami und verdiente seinen Lebensunterhalt zunächst als Journalist, später bei der Handelsmarine und als Bankberater. Erst mit Mitte 40 schrieb er sein Erstlingswerk *Let's Go Play at the Adams'* (1974). Nur zwei Jahre darauf verstarb Johnson 1976 an den Folgen einer Leberzirrhose. Jahrelanger Alkoholmissbrauch hatte seinen Tribut gefordert.

Persönliche Informationen über den Menschen Mendal W. Johnson sind noch spärlicher. Zeitzeugen



erinnern sich an seinen messerscharfen Verstand und beißenden Humor, aber auch die psychischen Probleme die ihn seit seiner schwierigen Kindheit plagten und seine gelegentliche Neigung zur psychologischen Grausamkeit. Zudem ist überliefert, dass Johnson Kinder nicht gemocht haben soll ...

Für seinen ersten und einzigen literarischen Gehversuch ist *Let's Go Play at the Adams'* erstaunlich gewagt und in seiner Umsetzung gnadenlos. Die Story ist rasch umrissen: Eine Gruppe von fünf Kindern (zehn bis 17 Jahre alt) entschließt sich »zum Spaß« ihr 20-jähriges Kindermädchen zu überwältigen und zu fesseln. Während die wohlhabenden Eltern auf Europareise sind, können die Kinder so völlig frei von einer erwachsenen Aufsichtsperson den Sommer genießen. Schnell

eskaliert das anfängliche »Spiel«: Das völlig hilflose Kindermädchen Barbara wird zunächst gefoltert, dann vergewaltigt und schlussendlich von den Kindern ermordet. Die Tat wird auf einen unschuldigen Wanderarbeiter geschoben, der ebenfalls getötet wird. Alle Kinder kommen straflos davon.

Johnsons großer Verdienst liegt darin, dass er weniger auf eine bloße Aufzählung von Grausamkeiten setzt, sondern vielmehr die psychologischen Prozesse, die zu dieser haarsträubend bestialischen Eskalation führen, so detailliert nachzeichnet, dass sie beinahe als logische Konsequenz erscheinen. Ein allwissender Erzähler seziert akkurat, fast klinisch alle gedanklichen Abläufe, die Täter und Opfer Szene für Szene durchmachen und erklärt ihre Motive. So sind die Kinder nicht per se kleine »Monster«, sondern es einfach leid von Erwachsenen kontrolliert und unterschätzt zu werden. Die Entführung des Kindermädchens ist mehr ein Akt pubertärer Grenzüberschreitung und Selbstbehauptung als eine kaltblütige Straftat. Mit großer Wonne finden sich die Kinder plötzlich erstmals in einer Machtposition. Die anschließenden Folterungen entstehen hauptsächlich aus Neugier und der Lust an der Grenzüberschreitung. Johnson beschreibt plastisch wie die jungen Täter von der Eigendynamik der Situation und einer sich zuspitzenden Gruppenmentalität mitgerissen werden. Das stetig eskalierende »Spiel« kann nicht mehr gestoppt werden. Zum einen droht

eine Bestrafung durch die Eltern, sollte das Kindermädchen Barbara befreit werden, zum anderen will der Großteil der Kinder das »Spiel« auch einfach zu Ende spielen. Warum? Weil sie es *können*. Das Opfer wird dabei in den Augen der Täter immer mehr zum schieren Objekt herabgewürdigt. Nicht mehr als eine Barbie-Puppe, der man die Gliedmaßen ausreißt, um banale Gewaltfantasien auszuleben.

Wer die Glaubwürdigkeit eines solchen Szenarios infrage stellt, findet in dem Mordfall an Sylvia Likens (1965) ein reales Vorbild für Johnsons Fiktion. Mehrere Kinder folterten die 16-jährige Likens unter Aufsicht einer erwachsenen Person zu Tode. Völlig grundlos. Der Fall diente nicht zuletzt als Vorlage für Jack Ketchums blutigen Horrorklassiker *The Girl Next Door* a.k.a. *Evil* (1989). Dabei war Ketchum selbst begeistert von *Let's Go Play at the Adams'* und nannte es eine wichtige Inspiration für sein Buch. Im Gegensatz zu dem realen Mordfall und Ketchums *The Girl Next Door* verzichtet Johnson in seinem Roman auf das Element der erwachsenen Rädelführerin. Die Grausamkeit der Kinder bedarf keiner Anstachelung von außen. Sie entwickelt sich aus sich selbst heraus. Die Kinder haben noch keinen moralischen Kompass, aber eine enorme Wut auf die Welt der Erwachsenen.

Auch wenn das Kindermädchen mit ihren 20 Jahren selbst fast noch ein Kind ist, wird es von den Kindern als Erwachsene eingestuft und in symbolischer Weise stellvertretend für die ihnen verhasste



Erwachsenenwelt hingerichtet. Um die Person Barbara geht es da schon lange nicht mehr.

Gleichsam stirbt mit Barbara das personifizierte Gute: Das Kindermädchen ist lieb und nett, herzensgut und naiv, hat kein Verständnis für die Grausamkeit der Welt. Ihren unbedingten Lebenswillen und die Hoffnung bewahrt sie sich bis zuletzt. Der Leser fiebert bis zum Schluss mit, ob Barbara nicht doch überleben und freikommen mag. Diese unerträgliche Spannung mag sich auch aus der Zerrissenheit des Autors speisen, der in einem seltenen Interview den Schreibprozess als Kampf beschreibt: »Ich war kurz davor ein kompletter Alkoholiker zu sein, als ich den Roman vollendete. Ich konnte nicht von meiner Schreibmaschine lassen, aber ich wollte nicht hören, was meine Schreibmaschine mir zu sagen hatte. Ich wollte sie (Barbara) retten, aber wenn ich sie

gerettet hätte, hätte ich meine Geschichte nicht retten können.«

(Im Original: »I came close to being a complete alcoholic by the time I finished the book. I couldn't let go of my typewriter, but I didn't want to hear what my typewriter had to say. I wanted to save her, but if I saved her, I couldn't save the story.«)

So lässt der Autor mit Barbaras im Grunde von Anfang an unausweichlichem Tod auch alles Gute und Schöne sterben. »Herzensgüte, verlasse diese Welt, damit wir darin leben können. Barbara, fahr zur Hölle.«

In der Welt von Johnsons Roman gibt es keinen Platz für Güte und Schönheit. Moral ist Schwäche – und der Schwache wird von dem Starken vernichtet. Für die Bestie Mensch zählt allein, das »Spiel« des Lebens zu gewinnen.

Barbara fragte sehr langsam: »Welches Spiel?«

Dianne berührte Barbaras Wange mit ihren Fingern. »Das, was alle spielen«, sagte sie. »Das ›Wergewinnt?‹-Spiel.« Sie wirkte sehr zufrieden mit ihrer zirkulären und unwiderlegbaren Logik. »Menschen töten Menschen«, sagte sie. »Verlierer verlieren.«

»Aber ihr habt euch das Spiel ausgedacht«, hielt Barbara dagegen. »Ihr habt euch dieses Spiel ausgedacht.«

»Nein, haben wir nicht.« Dianne legte die Bürste hin. »Das habe ich dir doch schon gesagt. Alle haben es schon immer getan, und wir tun es auch. Es ist

eigentlich nichts Neues.«

»Aber ihr seid Kinder ...!«

»Was macht das für einen Unterschied? Auf jeden Fall sind wir nicht so dumm, wie du denkst.«

Das Buch endet gnadenlos, hoffnungslos und pechschwarz. Es gibt keine Rettung, keine plötzliche Befreiung, kein Happy End. Keines der Kinder wird für seine Taten bestraft. Sie scheinen das »Spiel« gewonnen zu haben und sind nun vollwertige Mitglieder der grausamen Spezies Mensch.

Und doch mag das flaue Gefühl im Magen des Lesers Beweis genug dafür sein, dass man selbst kein Teil dieses »Spiels« sein möchte.